



Gab es doch Verschüttete? Gestern wurde weitergesucht.



Gewaltige Schneemassen schoben sich in das Hotel Säntis. Sie wegzuschaukeln, dauert noch an.

FOTOS: URS BUCHER

# Das grosse Aufräumen

180 Einsatzkräfte haben auf der Schwägalp geholfen, die Schneemassen zu beseitigen. Noch dauern die Arbeiten an. Indes stellt sich die Frage, ob es zu einer Strafanzeige kommt.

VON KATHARINA BRENNER, DANIEL WALT UND MARTIN OSWALD

Die Sondierstangen der Alpinen Rettung klacken auf dem Asphalt unter dem Schnee. Die Männer nicken sich zu, dann gehen sie gemeinsam einen Schritt weiter, um die langen Stangen an der nächsten Stelle in den Schnee hinabzuführen. Geben sie einen Abschnitt frei, spuckt der Schneefräser den Schnee in Brocken aus. Über 180 Einsatzkräfte brachten gestern auf der Schwägalp Ordnung in das Chaos, das die Lawine am Donnerstagnachmittag angerichtet hatte. Auf einer Breite von 300 Metern donnerte sie vom Säntis herab, zerstörte Teile des «Säntis - das Hotel» und verschüttete über ein Dutzend Autos. Drei Personen wurden leicht verletzt. Sie wurden ambulant behandelt und haben das Spital wieder verlassen.

«Wir wurden von den Schneemassen überrascht», sagte Bruno Vattioni, Geschäftsführer der Säntis-Schwebebahn AG, gestern Mittag bei einer Pressekonferenz. Und weiter, sichtlich bewegt: «Wir sind dankbar, dass der Lawengang keine schlimmeren Auswirkungen hat.» Vattioni kämpfte mit den Tränen, als er den Einsatzkräften dankte. Vermisstmeldungen gebe es bisher keine. «Wir wissen aber erst zu 100 Prozent, dass wir mit einem blauen Auge davongekommen sind, wenn die Schneemassen weggeräumt sind.» 80 Personen seien am Donnerstagabend mit einem Shuttle ins Tal gebracht worden, 40 hätten die Nacht auf Freitag auf eigenen Wunsch im Hotel verbracht. «Die Sicherheit war gewährleistet», so Vattioni.

## Sichere Glasscheiben

Die Schwägalp und das Ende 2015 eröffnete Hotel liegen in einem lawinengefährdeten Gebiet. Deshalb rückt nun die Frage in den Fokus, ob man aufgrund der starken Schneefälle frühzeitig reagieren und das Hotel hätte evakuieren müssen. Wird deswegen nun eine Strafunteruchung eingeleitet? Christian Bötschi, leitender Staatsanwalt des Kantons Appenzell Ausserrrho-

den, äussert sich zurückhaltend: «Bevor wir über die Einleitung einer Strafunteruchung entscheiden können, benötigen wir Informationen über die Ursache des Lawinenunglücks und insbesondere über die Schnee- und Wetterlage am Unglücksort. Zum jetzigen Zeitpunkt deutet noch nichts darauf hin, dass seitens der Verantwortlichen eine strafrechtlich relevante Nachlässigkeit vorliegt.»

Gemäss der Gefahrenkarte von Geportal.ch liegt das Hotel Säntis auf der Schwägalp mit dem östlichen Gebäudeteil in der blauen Zone (mittleres Risiko für eine Lawine) und mit dem westlichen Gebäudeteil in der gelben Zone (kleines Risiko). Sowohl punkto Intensität einer Lawine wie auch punkto Wahrscheinlichkeit bestand für das Hotel Säntis eine mittlere Gefährdung. Bruno Vattioni sagt: «Bevor wir 2012 die Baubewilligung für das neue Hotel Säntis erhalten haben, wurde ein Gefahrgutachten erstellt.» In der Regel ist es üblich, dass bei Bauvorhaben oder Umbauten in den Gefahrenbereichen blau/gelb (im roten Bereich ist generelles Bauverbot) Massnahmen am Gebäude getroffen werden müssen. Im Fall des Hotel Säntis wurden speziell sichere Glasscheiben eingebaut. Doch sie hielten nicht.

## Eine Gams wurde begraben

Meterhoch türmte sich gestern noch der Schnee im Raum. Mit roten Köpfen und orangefarbenen Westen schaufelten die Einsatzkräfte den Schnee unermüdlich aus den zerborstenen Fenstern hinaus ins Freie. Zur Höhe der Schäden könne er derzeit noch nichts sagen, meinte Vattioni. «Das hat jetzt auch absolut keine Priorität.»

Heute gehen die Aufräumarbeiten weiter. Ein Auto - komplett zerbeult, mit abgefallenen Teilen, zerstörten Scheiben und mit Schnee gefüllt - wurde gestern bereits abtransportiert. Am Hoteleingang steht ein lädiertes Postauto, das von der Lawine gegen das Gebäude gedrückt wurde. Ein Wildhüter transportierte den Kadaver einer Gams ab, die unter der Lawine begraben worden war.

STÄNDERAT

## Kommission will Klimamassnahmen im Inland

Die Umweltkommission des Ständerates (Urek) hat mit den Beratungen des revidierten CO<sub>2</sub>-Gesetzes begonnen, das der Nationalrat im Dezember abgelehnt hatte. Anders als der Nationalrat, der sich mit 97 zu 95 gegen die Verankerung eines konkreten Inlandziels im Gesetz ausgesprochen hatte, will die Ständeratskommission ein ebensolches Inland-Ziel festlegen. Damit würden neue Möglichkeiten für die Schweizer Wirtschaft geschaffen, heisst es in einer Mitteilung der Parlamentsdienste vom Freitag. Mit der Totalrevision des CO<sub>2</sub>-Gesetzes will der Bundesrat die Verpflichtungen aus dem Klimaabkommen von Paris erfüllen und die Klimapolitik nach 2020 festlegen. Die Schweiz soll die Treibhausgasemissionen bis 2030 um 50 Prozent unter das Niveau von 1990 senken. Nach dem Willen des Bundesrates soll die Reduktion zu mindestens 60 Prozent durch Massnahmen im Inland erreicht werden. (SDA)

# Mehr Sex-Krankheiten wegen Tinder

Nie haben sich mehr Schweizer mit Geschlechtskrankheiten angesteckt. Datingapps befeuern den Trend

VON YANNICK NOCK

Es sind Rekorde, die niemand will: Jahr um Jahr steigt die Zahl der Menschen, die sich in der Schweiz mit sexuell übertragbaren Krankheiten anstecken. So auch im vergangenen Jahr. Egal ob Gonorrhoe, Syphilis oder Chlamydien: Alle Krankheiten breiteten sich rasant aus.

Allein 2018 steckten sich 2900 Schweizerinnen und Schweizer neu mit Gonorrhoe an, wie Zahlen des Bundesamts für Gesundheit zeigen. Damit hat sich die Zahl der als Tripper bekannten Krankheit in nur fünf Jahren verdoppelt. Chlamydien befinden sich ebenfalls auf Rekordniveau (über 11 000 Neuansteckungen). Ein Grund für die Zunahme sind Datingapps, die sich in den vergangenen Jahren ebenso rasant ausbreiteten wie die Geschlechtskrankheiten: Tinder & Co. haben es leichter und effizienter gemacht, neue Bekanntschaften zu schliessen. Oder wie es Moderatorin Gülsha Adilji einmal treffend ausdrückte: «Tinder ist für Frauen, wie mit Dynamit zu fischen. Man eröffnet als Frau ein Profil - und zack - schon steht eine ganze Reihe Jungs vor der virtuellen Haustür.»

2900

Menschen in der Schweiz steckten sich letztes Jahr neu mit Gonorrhoe Tripper an.

Wer auf dem Smartphone nach rechts wischt, ist interessiert - und wird schlimmstenfalls angesteckt. «Mehr Sex-Krankheiten wegen Datingportalen», heisst es deshalb in einem Bericht der deutschen Regierung, der bereits 2016 erschien. Auch die Weltgesundheitsorganisation WHO mahnt. Jährlich würden sich 78 Millionen Menschen mit dem Gonorrhoe-Erreger infizieren.

In der Schweiz sind städtische Gebiete am stärksten betroffen. Zürich, Genf und Basel weisen pro 100 000 Einwohner die meisten Neuerkrankungen aus. Oft handelt es sich dabei um 20- bis 34-Jährige. Zwar werden Kondome in dieser Altersgruppe gut genutzt, wie die Organisation «Sexuelle Gesundheit Schweiz» schreibt, nur bieten sie gegen Chlamydien, Tripper oder Syphilis keinen hundertprozentigen Schutz, da die Erreger auch durch Oralverkehr übertragen werden können. Und es gibt ein weiteres Problem: Betroffene merken oft nicht, dass sie sich angesteckt haben, denn Krankheiten wie Chlamydien bleiben meistens ohne Symptome. Der Erreger kann bei Frauen wie Männern allerdings zu Unfruchtbarkeit führen. Wichtig sei deshalb, sich regelmässig testen zu lassen.

Das tut die junge Generation. «Zentren, die Tests auf Geschlechtskrankheiten anbieten, verzeichnen so viele Anfragen wie nie», berichtete zuletzt das Newsportal «Watson». Urs Karrer, Chefarzt Infektiologie am Kantonsspital Winterthur, ergänzte: «Es war noch nie so einfach wie heute, schnell einen Sexpartner zu finden.» Da sich auf Datingplattformen viele Leute mit offenem Sexverhalten tummelten, sei es wahrscheinlich, dass der Liebhaber oder die Liebhaberin bereits viele andere Partner hatte. «Damit steigt das Risiko, auf einen infizierten Partner zu treffen.»

## Mehr Tests helfen nicht

Die zusätzlichen Tests erklären einen Teil der Rekord-Zahlen. Trotzdem sind Forscher beunruhigt. Die Universität Bern kommt in einer kürzlich durchgeführten Untersuchung gemeinsam mit einem australischen Forschungsteam zum Schluss, dass mehr Tests nicht unbedingt zu weniger Infektionen führen. Die Wissenschaftler raten deshalb, die diagnostizierten Fälle besser zu behandeln. Oft würden weniger schwere Entzündungen ungenügend auskurieren - was zu weiteren Ansteckungen und unrühmlichen Rekorden führt.